



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

**Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Stoff und Geist in der Philologie

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

gegeben. (Die zweite Ausgabe der Übersetzung von N. Hippus ist 1905 bei Friedrich Emil Berthes in Gotha erschienen.) Das Buch liest sich angenehm, und manches darin, wie das über die religiöse und die weltliche Volkspoesie der Russen im Mittelalter mitgeteilte, war uns neu.



## Stoff und Geist in der Philologie



ie Philologie ist heute sicher eine der unpopulärsten Wissenschaften. Vielleicht noch unpopulärer als die Theologie. Ärzten, Juristen, Philosophen hat man Denkmäler gesetzt, wo aber hätte ein Philologe seinen Denkstein bekommen? Mit den Brüdern Grimm hat man wohl aus nationalen Gründen eine Ausnahme gemacht. Die Gründe dieser Erscheinung liegen in dem Wesen und in der Entwicklung der Philologie im Kreise der Geisteswissenschaften. Sie ist ursprünglich keine Eigenwissenschaft wie die übrigen, sondern eine Hilfswissenschaft, keine herrschende, sondern eine dienende Wissenschaft; sie dient den Geisteswissenschaften, indem sie ihnen Material liefert, es ordnet, säubert und sichtet, Texte emendiert, kollationiert, ediert, die dann von dem Sprach-, Literatur- und Geschichtsforscher für seine höhern Zwecke benutzt und verarbeitet werden, kurz, sie ist mehr eine Stoff- als eine Geisteswissenschaft; ihre Vertreter sind mehr Sammler und Ordner als Darsteller und Bildner. Das schöpferische Wesen, das jeder andern Wissenschaft bis zu einem gewissen Grade eigen ist, scheidet bei ihr völlig aus; denn einen Grammatiker und Lexikographen wird noch niemand als einen schöpferischen Gestalter bezeichnen. Der Philologe ist also, um einen naheliegenden Vergleich zu gebrauchen, nicht Produzent, sondern nur Vermittler: er vermittelt den von ihm gefundenen Stoff den geistigen Konsumenten der Wissenschaft, den Forschern zur weiteren Behandlung. Daher die untergeordnete Stellung der Philologie.

In Wahrheit gibt es aber in der modernen Wissenschaft gar keine solchen „Philologen“ mehr; denn welcher denkende Mensch würde sich mit der bloßen Maulwurfsarbeit, Stoff herbei zu schaffen, begnügen oder gar darin seine Befriedigung finden? Solche Gestalten wie die des Samulus Wagner im Faust gehören ja glücklicherweise der Vergangenheit an, wenn es auch noch heute vereinzelt Gelehrte geben mag, die beim Anblick einer Handschrift in Verzückung geraten, während sie doch nur das zufällige Mittel der Überlieferung ist. Im Mittelalter und in der Humanistenzeit war freilich das Abschreiben und Herausgeben alter handschriftlicher Texte die Haupttätigkeit des Philologen, und bei ihrer tatsächlichen Wichtigkeit konnte sie deshalb manchem als eigentliches Ziel des Gelehrtenlebens erscheinen. Hieraus erklärt sich wohl auch der berühmte Philologendünkel, der einen ähnlichen Ursprung hat wie der Schneiderdünkel: wie sich der Schneider einbildet, daß er durch die Kleider erst den Menschen zum Menschen mache, so auch der Philologe von ehedem, daß er durch Herausgabe eines alten Textes einen Teil der geistigen Blöße der Mensch-

heit bedecke. In diesem Sinne kann man den Philologen der alten Schule bezeichnen als den Kleinbürger in der Republik der Geisteswissenschaften gegenüber dem Aristokraten, wie er in dem Philosophen und dem Ästhetiker verkörpert ist. Das Verhältnis von Geist und Stoff und deren Übergänge ineinander ist es, wonach sich schließlich auch innerhalb der Geisteswissenschaften die Rangordnung ihrer einzelnen Kategorien abstuft. Das Wesen der Geisteswissenschaften besteht ja nicht so sehr darin, daß sie sich von allem Stofflichen fernhalten, als vielmehr darin, daß sie den Stoff zu vergeistigen streben, ihn durch das Medium der Persönlichkeit gehn lassen; denn Persönlichkeit ist ja nichts als individualisierter Geist. Der größte Geist aber ist der, der es versteht, die Realität der Dinge so mit seiner eignen Individualität zu durchdringen, daß auf beiden Seiten kein unverwertbarer Rest übrig bleibt. Weder die eigenwillige Subjektivität noch die selbstverleugnende Objektivität gehören in den Bereich der Geisteswissenschaften: jene ist vielmehr das Kennzeichen des Künstlers, diese das des Naturforschers. Der Erforscher des Geisteslebens steht zwischen beiden: seine Aufgabe, soweit er sie im höchsten Sinne erfäßt, ist es, das Geistige aus dem Stofflichen herauszuholen und zu gestalten.

Dabei kann es denn freilich nicht ausbleiben, daß sich ein Mißverhältnis einstellt zwischen dem stofflichen Objekt und dem geistigen Subjekt, daß bald das eine, bald das andre die Oberhand zu gewinnen sucht; und diesen Kampf kann man auf das anschaulichste illustrieren an der Geschichte der Philologie und ihrer Glieder, weil sie eine vermittelnde Stellung einnimmt zwischen Stoff und Geist.

Die Philologie besteht sozusagen aus zwei Körperhälften: die eine ist die Wissenschaft von der Sprache, die andre die Wissenschaft von der Literatur. Mit der einen weist sie in das Gebiet des Stoffes, mit der andern in das des Geistes; jene sind gleichsam ihre Füße, diese ihr Haupt. So verlangt man denn auch noch heute von jedem rechtschaffnen Philologen, daß er Grammatiker und Literaturhistoriker sei. Dieses harmonische Verhältnis zwischen beiden Teilen besteht aber nur noch in der Schulwissenschaft, wo es durch das äußere Bedürfnis aufrecht erhalten wird; in der eigentlichen Werkstatt der Wissenschaft hat es sich längst und mehrmals stark verschoben. Diese Verschiebung ist, soweit ich sehe, durch zwei Vorgänge zustande gekommen: durch die Differenzierung der Philologie in antike und moderne und durch das Eindringen philosophischer und naturgeschichtlicher Ideen in die Philologie. Das alte Einheitsverhältnis zwischen Sprache und Literatur blieb am treuesten bewahrt in der antiken Philologie, wurde dagegen am stärksten gestört in der modernen. Hier begann sich aber auch zuerst ein frisches Leben zu entfalten. Man kann sagen: in dem Kampf um die Vorherrschaft von Geist und Stoff, von Philosophie und exakter, von der Naturwissenschaft entlehnter Methode auch in ihrem sprachlichen Teile blieb die antike Philologie, ihren Traditionen und ihrem konservativem Charakter getreu, mehr auf der Seite des Geistes stehn, die moderne Philologie dagegen gravitierte mit ihrer sprachlichen Seite wiederholt stark nach der naturwissenschaftlichen Seite hin. Hieraus ergab sich schließlich die Emanzipierung der Sprachwissenschaft von der Philologie und ihre Konstituierung als eigne Wissenschaft, die sich stofflich mit der antiken Philologie

(tote Sprachen), methodisch aber mit den Naturwissenschaften berührt (Lautphysiologie, vergleichende Methode). Die vergleichende Sprachwissenschaft wirkte dann zurück auf die junge und empfängliche moderne Philologie, die in ihrem sprachlichen Teile durchaus von der exakten Methode der vergleichenden Sprachforschung beeinflusst ist, sodaß man von einer Wissenschaft der modernen Sprachen reden kann.

Wir haben also folgendes Verhältnis zwischen Literatur- und exakter Sprachwissenschaft: in der antiken Philologie ist die Sprachforschung noch der literarhistorischen Forschung untergeordnet und steht in ihrem Dienste, in der modernen Philologie steht sie der Literaturforschung ebenbürtig zur Seite; es gibt moderne Philologen, die fast ausschließlich Sprachforscher sind. Endlich hat sich neben und aus den beiden Hemisphären der Philologie die vergleichende Sprachwissenschaft entwickelt unter dem fördernden Einfluß der modernen Naturwissenschaft; der moderne Sprachforscher ist vor allem vergleichender Lautphysiologe und Formenanatom.

Weniger fruchtbar als das Bündnis zwischen Sprach- und Naturwissenschaft gestaltete sich das Bündnis zwischen Sprachwissenschaft und Philosophie, besonders dem Teil der Philosophie, der für den Erforscher der innern Sprachform der wichtigste ist, der Psychologie: die Erforschung der Sprachkategorien, die ohne Kenntnis der Psychologie nicht denkbar ist, der Syntax und der Semasiologie, liegt denn auch gerade in der vergleichenden Sprachforschung sehr im argen, weil diese sich zu einseitig auf die physiologische Seite der Sprache festgelegt hat. Dagegen erfreut sich gerade die Semasiologie der Pflege der modernen Philologen, während die syntaktische Forschung von jeher die Stärke der antiken Philologie war. Völlig vernachlässigt und in Mißkredit gekommen ist dagegen in der antiken wie in der modernen Philologie die philosophische Seite der Sprachforschung, wie sie von W. von Humboldt verheißungsvoll begonnen worden war.

Das Ergebnis dieser Seite unsrer Betrachtung ist also dies: die Erforschung der sprachlichen Seite der Philologie ist am weitesten gediehen nicht da, wo sie im Bunde mit der Philosophie, sondern mit der Naturwissenschaft stand, d. h. in ihrem stofflichen Teil. Dagegen ist ihr geistiger Organismus, also gerade der Teil, der der Philologie als Geisteswissenschaft besonders nahe liegen mußte, Syntax und Stilistik, am wenigsten erforscht. Einige Hoffnungen erweckt es, daß neuerdings die etymologische Forschung in neue Bahnen einzulenken beginnt, indem sie mit der alten abstrakten Methode bricht, zu der sinnlichen Anschauung der Begriffe zurückkehrt und dadurch die Wortforschung in enge Fühlung bringt mit der Wissenschaft von den Realien und mit der Kulturgeschichte überhaupt. Überblickt man diese Konstellation von Sprachwissenschaft als Geistes- und als Naturwissenschaft vom Standpunkt der antiken und der modernen nebst vergleichenden Philologie, so muß man zugeben, daß die erste vorzugsweise die der innern, und zwar der individuellen Sprachform gewidmete Forschung pflegt, die letzte einerseits mehr die äußere (Laut-, Formen-, Wortforschung), andererseits mehr die generelle, von Individuum und Kultur losgelöste Entwicklung der Sprache ins Auge faßt. Dort steht auch

in der sprachlichen Betrachtung die Rücksicht auf die Persönlichkeit, hier die auf das entwicklungsgeschichtliche Prinzip im Vordergrund; jene verfährt vielfach noch zu individualistisch, diese vielfach zu kollektivistisch; jene trägt noch zu einseitig den Stempel des idealistischen achtzehnten Jahrhunderts, diese, ebenfalls zu einseitig, den des realistischen neunzehnten an der Stirn. Jener täte etwas mehr Verstofflichung, dieser etwas mehr Vergeistigung not.

Wie gestaltete sich nun gegenüber der Entwicklung der sprachlichen die der literarhistorischen Forschung in bezug auf das Verhältnis von Geist und Stoff? Zweierlei muß man von vornherein feststellen, wenn man die Philologie als Sprachwissenschaft mit der als Literaturwissenschaft vergleicht: diese hat sich in ihrer Methode weder so stark von der Philologie emanzipiert wie jene, noch hat sie es nach deren Vorbilde zu der Konstituierung einer selbständigen vergleichenden Literaturwissenschaft gebracht. Das muß zunächst auffallen; denn man sollte annehmen, daß sich die Literaturgeschichte als die genetische Darstellung der Phantasetätigkeit des menschlichen Geistes ebenso sehr die ihrer Natur gemäße freie Entwicklungsbahn hätte brechen müssen, wie die Sprachwissenschaft es getan hat, und zwar daß in dem auch hier entbrannten Kampfe zwischen philologisch-exakter (kritischer), philosophisch=allgemeiner und kulturgeschichtlich-genetischer Auffassung die hätte siegen müssen, die dem Wesen und der Entwicklung des dichterischen Geistes vom individuellen wie vom generellen Gesichtspunkt am meisten gerecht zu werden versteht, d. h. daß, wie die Sprachwissenschaft als vorwiegend stoffliche Wissenschaft von der Physiologie und der Biologie angezogen und behauptet und damit zum Range einer eignen Disziplin erhoben wurde, so auch die Literaturwissenschaft von den ihrer Natur verwandten Hilzwissenschaften der Philosophie, der Ästhetik und der Kulturgeschichte die Emanzipierung von der Philologie erreicht habe. Das ist aber nicht geschehn, vielmehr hat sich seltsamerweise die sozusagen offizielle Literaturhistorie von der herrschenden Zeitrichtung in das Lager der exakten Wissenschaften treiben lassen und arbeitet ganz mit den Mitteln der modernen Psychologie und der philologischen Kritik nur auf Grund von kritisch gesichtetem und methodisch geordnetem Material, ohne zu bedenken, daß man damit allenfalls ein Mosaikbild schafft, nicht aber ein von einheitlichem Geist komponiertes und mit sicherem Pinsel ausgeführtes Gemälde. Seine Methode ist handwerksmäßig und hausbacken; der echte Literaturhistoriker aber, der nicht nur Kompendien oder Bibliographien geben will, muß mehr sein als ein kritischer Forscher — er muß ein feiner Nachempfänger und künstlerischer Darsteller, mit einem Wort: er muß ein Ästhetiker sein.

Wie steht es nun mit dem Verhältnis von Philologie und Ästhetik? Man muß leider sagen: in theoretischer wie in praktischer Hinsicht nicht zum besten. Die Theoretiker leugnen überhaupt ihre Zusammengehörigkeit, ja ihre Vereinbarkeit. „Denn wenn zwei Wissenschaften Antipoden sind und in ihrer ganzen Arbeitsmethode einander schroff gegenüberstehn, so sind es Philologie und Ästhetik“, so sagt in einer eignen Untersuchung über diesen Gegenstand ein ästhetisch gebildeter Jurist, S. Kohler, in der Zeitschrift für vergleichende Literaturgeschichte, Band 1, Seite 119. Aber auch in philologischen Kreisen

selbst wird diese Ansicht geteilt: „Zwischen Philologie und Ästhetik ist kein Streit, es sei denn, daß die eine oder die andre oder beide auf falschen Wegen wandeln.“ Dann ist also W. Scherer, der dieses Verdikt fällt, selbst auf falschen Wegen gewandelt, wenn er eine mehr ästhetische als philologische Literaturgeschichte schrieb, wenn sein Schüler E. Schmidt feinsinnige „Charakteristiken“ verfaßte, wenn klassische Philologen wie E. Rohde und U. von Wilamowitz-Moellendorff in ihren besten Werken sich ebenso als feine Ästhetiker wie als gründliche Philologen zeigen. Der Fehler liegt aber offenbar nicht auf seiten der Philologen selbst, sondern in der zu engen und veralteten Auffassung von dem Bereiche ihres Wirkens, von der zu engen Grenze, die sie selbst dem Begriffe der Philologie ziehn. Als typisch für die vulgäre Anschauung von ihr darf wiederum die folgende Definition von S. Kohler gelten, die er in dem genannten Aufsatz gibt, und wo es heißt: „Der Philologe ist vor allem Sprachkennner, und zwar zunächst Sprachkennner überhaupt, sodann Kennner der Spracheigentümlichkeiten eines bestimmten Autors, zu welcher auch die Kenntnis der Lebensverhältnisse des Autors hinzutreten muß, weil sie für die Auffassung seiner Sprachbildung maßgebend sind. Ein solches Studium des Lebens einzelner Autoren führt zur äußern Literaturgeschichte, und diese ist völlig die Domäne des Philologen. Eine korrekte Ausgabe des Schriftstellers zu schaffen, die Zeit und Umstände der Abfassung festzusetzen, die Werke des Autors sprachlich zu erklären, die für die individuelle Auffassung des Autors maßgebenden zeitgeschichtlichen Momente anzumerken, das ist völlig die Sphäre des Philologen.“ Dann heißt es aber weiter: „Gerade was den Ästhetiker auszeichnet, daß er die äußern Formen hintenansetzt und in das Innere eindringt, das wäre dem Philologen zum Verderben.“ Also mit andern Worten: der Philologe ist nur der Handlanger des Ästhetikers und der Mauerpolierer des Dichters; etwa so wie es in Schillers Distichon heißt: „Wenn die Könige bauen, haben die Kärner zu tun.“ Das ist ganz die alte Auffassung von der Philologie als einer Hilfswissenschaft, aus jenen Zeiten, wo noch der Typus des Famulus Wagner herrschte, wo es noch keinen Boeckh, keinen Gottfried Herrmann, keinen Usener und Wilamowitz, keinen Scherer, keinen Diez, kurz, aus den Zeiten, wo die Philologie noch keine Könige aufzuweisen hatte, wo noch nicht gebaut, sondern erst geschürft wurde. Mögen auch die synthetischen Talente gegen die analytischen in der Minderheit sein, so wäre es doch eine unerhörte Tyrannei, zu einem Philologen zu sagen: „Du bist Philologe, du kannst edieren, emendieren, kollationieren und kritisieren, aber du darfst heileibe nicht in die Komposition einer Dichtung eindringen, darfst nicht ihre Schönheiten empfinden oder gar davon sprechen, darfst nicht in die Werkstatt des Dichters hineinspähen, außer wenn es gilt, Hobelspäne zu sammeln.“ Gewiß liegt gerade für den Philologen die Gefahr nahe, daß er, in mühsame Kleinarbeit vertieft, auch leicht darin versinkt, daß er sich den freien Blick verbaut, daß er vor lauter Forschen das Denken verlernt und somit unfähig wird, ein Geisteswerk oder eine geistige Entwicklungslinie als Ganzes zu erfassen. Wer kennt nicht auch solche Philologen? Nicht auch solche Literaturhistoriker? Aber völlig ungerecht ist es, die Literaturgeschichte in

eine äußere und eine innere zu zerlegen und jene dem Philologen, diese dem Ästhetiker zuzuweisen. Der literarhistorisch tätige Philologe kann die Ästhetik und die Philosophie gar nicht entbehren, weil sie es erst ist, die seiner Wissenschaft den Charakter einer Geisteswissenschaft gibt; ohne sie ist sie geistloser Stoff, der sich übrigens sehr wohl unter einer geistreich blendenden Form verbergen kann.

Wie unentbehrlich künstlerisches Empfinden und philosophisches Denken für den erläuternden und darstellenden Literarhistoriker ist, und wie wenig die hergebrachte philologische Bildung für diese Tätigkeit ausreicht, kann man an zwei Gruppen von Beispielen beobachten, an der einen im negativen, an der andern im positiven Sinne. Die erste Gruppe bilden unsere meist von philologisch gebildeten Schulmännern und Bibliothekaren verfaßten „Klassikerausgaben mit erklärenden Anmerkungen“, an die jeder noch aus seiner Schulzeit her mit Schrecken denkt, die den Schülern Steine statt Brot bieten, und in denen gewöhnlich nur Nebendinge, nicht Hauptpunkte erklärt sind, in denen der Geist des Dichters förmlich zugeschlachtet ist unter einem Wust von Bemerkungen, in denen das Stoffliche die Hauptrolle spielt. Und wenn einmal ein Angriff nach der ästhetischen Seite gewagt wurde, verunglückte er meist, weil der Angreifer dem Angegriffnen gegenüber zu schlecht ausgerüstet, in ästhetischen Dingen zu schwach war, nicht etwa, weil sie ihn nichts angingen; denn den Dichter ästhetisch erklären, d. h. noch einmal innerlich aufzubauen, seine Gedanken- und Gefühlswege noch einmal gehn, kurz, sein Werk für uns in jugendlicher Frische hinstellen, wie es einst war, da es aus seinem Haupt und Herzen sprang — das war ja gerade die Aufgabe jener Ausdeuter. Statt es so geistig wiederzugebären, umwickelten sie es mit Lappen und Lumpen und machten es zu einer Mumie, oder sie zerlegten es kunstreich, um den Kern der „Idee“ herauszuholen oder, wenn er nicht drin war, ihn hineinzustecken, spickten es mit eignen Gedankenschnitzeln, und das Kunstwerk lag vor einem wie ein tranchierter Hase. So etwa wurden in jenen denkwürdigen Kommentaren Homer, Sophokles, Shakespeare, Schiller und Goethe „behandelt“, entweder mumifiziert oder tranchiert — nur nicht wiedergeboren. Ich frage mich oft angesichts solcher Erklärungswüteriche: Warum habt ihr statt allem euren Scharfsinn nicht ein wenig Feinsinn mitgebracht, warum sprecht ihr so viel von Disposition und Analyse und so wenig von Komposition und Synthese? Warum könnt ihr eure Kost so wenig genießbar machen? — Weil es euch an dem ästhetischen und philosophischen Sauerteig fehlt, weil ihr euch nur um die Erforschung der „äußern“, nicht der „innern“ Literaturgeschichte gekümmert, weil ihr den Leib für die Seele genommen habt, oder vielmehr, weil ihr den lebendigen Körper entgeistigt habt.

Gegenüber diesen Ciceronenaturen der Literaturerklärung und -belehrung steht nun die Schar der geistig Ausgewählten, der künstlerischen und philosophischen Deuter der großen Dichtergestalten der Menschheit. Hier stehn im Kulturkreise des Griechentums Bernhardt, Rohde, S. Burdhardt, von Wilamowitz; hier stehn als Herolde unserer klassischen Dichterperiode die den Begriff der Literaturgeschichte zur Kulturgeschichte erweiternden, universalen Geister wie

Hermann Hettner mit seiner Literaturgeschichte des achtzehnten Jahrhunderts sowie Hermann Grimm und Viktor Hehn mit ihren Kulturbiographien Goethes und andererseits die ästhetisch-philosophischen Literaturhistoriker, zum Beispiel Runo Fischer mit seinen Vorlesungen über Lessing und Goethes Faust, der frühverstorben Heinrich von Stein mit seinen Vorlesungen über Goethe und Schiller und Eugen Kühnemann mit seinen Arbeiten über Herder und Schiller.

Mit ihnen hat die literargeschichtliche Darstellung in dem von uns geforderten Sinne einer geistes- und kulturgeschichtlichen Auffassung ihre höchste Stufe erreicht und zugleich die äußerste Weite ihrer Wirkung; denn hinter den Werken der hier genannten stehn reiche und reife Denker- und Künstlerpersönlichkeiten und zwingen durch ihre Belebungs- und Gestaltungskraft aus dem Gegenstande ihrer Darstellung ein zweites Kunstwerk heraus und den Leser in dessen Bann hinein. Sie haben sich selbst einen Platz in unserm Geistesleben erobert und die Literaturbetrachtung in neue Bahnen gelenkt, in die Bahnen der Philosophie, der Ästhetik und der Kulturgeschichte, und sie ebenso von der Philologie emanzipiert, wie auf der andern Seite die Naturwissenschaft und die exakte Psychologie zur Emanzipierung der Sprachwissenschaft geführt hat. Gehören doch jene Männer selbst der Philosophie, der Ästhetik, der Kulturgeschichte an.

Doch die Entwicklung nahm auf dieser Seite der Geisteswissenschaft eine andre Wendung: wie schon angedeutet, siegte hier, wenigstens vorläufig, nicht die philosophisch-ästhetische, sondern die philologisch-exakte Richtung der Literaturforschung: die deutsche Literaturgeschichte wenigstens ist gegenwärtig ganz die Domäne der Germanisten Schererscher Schule; sie ist eine philologische Fachwissenschaft geworden, die die deutschen Universitäten fast ganz beherrscht und die ältere geistesgeschichtliche Richtung scheinbar ganz aus dem Felde geschlagen hat, wie wir glauben, zum Schaden der literarhistorischen Forschung als Geisteswissenschaft. Denn dadurch, daß diese Schule die philosophisch-ästhetische Total- und Tiefenbetrachtung ablehnt und an ihre Stelle die philologische Kleinforschung setzt, rückt sie das Stoffliche über Gebühr in den Vordergrund und erreicht so im einzelnen zwar sehr lehrreiche Ergebnisse, vermag aber bei aller exakten Methode nicht in das innerste, nur durch Intuition zu erschließende Geheimnis einer Dichterseele einzudringen; sie läßt es sich aber mit Hebeln und Schrauben auch der modernsten Psychologie nicht abzwängen, sondern nur durch die Macht der verwandten, feinfühligen und doch souveränen Persönlichkeit. Gerade aber an diesen Persönlichkeiten fehlt es der germanistischen Schule vor allem; ihre Vertreter sind treffliche Forscher, kenntnisreiche Gelehrte, gewandte Stilisten und Essayisten, aber über ein gewisses Niveau kommen sie nicht hinaus, und man hat beim Lesen ihrer Schriften das peinliche Gefühl, daß das Stoffliche das Geistige in ihnen überwuchert und herabzieht, oder daß der Stoff sich nicht recht runden und gestalten will, zu sehr nach äußerlichen Merkmalen gruppiert oder vielmehr zergliedert wird. Scherer war in dieser Hinsicht noch am glücklichsten; aber auch er war zu sehr Eklektiker, eine zu wenig in sich ruhende und geschlossene Persönlichkeit. In seinem Stil lehnte er sich bekanntlich bewußt an H. Grimm an, dadurch wurde er leicht maniert und geziert, während der

Stil bei jenem Ausdruck seines Wesens war. So hat denn auch diese Richtung trotz manchen preisgekrönten Werken bisher kein wahres Meisterwerk hervorgebracht, weder im Gedankengehalt noch in der Form. Sie hat sich dem frischen Blutzufluß aus dem Herzen der Wissenschaft, der Philosophie, selbstgefällig verschlossen, die Persönlichkeit ausgeschaltet und sich damit der altmächtigen Objektivität ausgeliefert, die jenen innern Erscheinungen des Geisteslebens, vom persönlichen wie vom totalen Standpunkte, nicht gerecht werden kann.

Diese Richtung steht etwa in der Mitte zwischen den beiden vorher besprochenen, der gänzlich am Stoffe klebenden schulmäßigen und der den Stoff läuternden und frei gestaltenden philosophisch-ästhetischen. Sie hat, dem Zuge der Zeit auf das „Exakte“ hin nachgebend, die Philologie mehr an die experimentelle Psychologie als an die idealistische Philosophie und Ästhetik angeschlossen und ist so in einen gewissen Materialismus hineingeraten, der ihrem Gegenstande schlecht ansteht. Sie kann deshalb auf die Dauer keine befriedigende und befreiende Wirkung ausüben, und wie sie selbst als eine Reaktion zu betrachten ist gegen die allzu lustige und willkürliche konstruktive Auffassung der unter Hegelschem Einfluß stehenden, die ganze Literaturentwicklung in „Sdeen“ auflösenden Richtung, so ist auch gegen die materialistische Richtung schon eine starke individualistische Gegenbewegung im Gange.

Wenn aber die exakte Literaturgeschichte in ihrer Methode viel mit der modernen vergleichenden Sprachwissenschaft gemein hat, wie erklärt es sich dann, daß die schon so lange tastend sich ankündigende vergleichende Literaturwissenschaft so viel Mühe hat, sich zu konstituieren und zu konsolidieren? Genau genommen besteht im Prinzip auch in Deutschland schon längst diese Wissenschaft, nur daß sie erstens nicht in die Universitäten eingedrungen ist, was mehr äußere als innere Gründe hat, und deshalb nur einen literarischen Sammelpunkt (in der Zeitschrift für vergleichende Literaturgeschichte), keine akademische Vertretung hat, und zweitens, daß sie auch dort mehr Stoff als Geisteswissenschaft ist (wiederum wie die vergleichende Sprachwissenschaft, die, wie wir gesehen haben, ihre Vergleichung mehr auf das Physiologische als auf das Psychologische ausdehnt). Sie existiert also, aber wiederum nur in unvollkommen einseitiger Weise, sie macht da Halt, wo ihre eigentliche Aufgabe beginnen sollte, vor der vergleichenden Betrachtung der dichterischen und der nationalen Individualitäten. Auch hierin waren die ästhetische und die kulturgeschichtliche Richtung schon weiter vorgeschritten. Was für feine volks- und idealpsychologische Beobachtungen findet man zum Beispiel bei Gertner, Hayn, H. Grimm und Hehn! Welche Perspektiven tun sich dort auf, welche verborgnen Zusammenhänge werden bloßgelegt! Hier ist ja das vergleichende Prinzip, wenn auch zum Teil in intuitiv unbewußter Weise, schon durchgeführt. Aber diese vergeistigende Vergleichung war den modernen positiven Literaturforschern nicht konkret, nicht exakt, nicht philologisch genug.

Die Frage also, warum es keine vergleichende Sprach- und Literaturwissenschaft im umfassenden Sinne gibt, fällt zusammen mit der Hauptfrage, warum die stoffliche Seite der Geisteswissenschaft — denn als solche hatten wir die Philologie erkannt — ihre innerste geistige Natur zu verdecken und

zu verstecken, ja zu ersticken droht. Wir haben gesehen, wie sowohl Sprach- als Literaturforschung immer mehr nach der Seite der exakten Wissenschaft gravitieren und von den eigentlichen Geisteswissenschaften, Philosophie, Ästhetik, Kulturgeschichte, immer mehr abrücken. Welches sind die Gründe dieser Erscheinung?

Sie sind, soweit ich sehe, durch zwei Tendenzen bestimmt, die unser ganzes modernes Leben beherrschen und miteinander in Verbindung stehn: durch die gewaltige Entwicklung der exakten Wissenschaften und ihren Einfluß auf die Methode der gesamten Forschung, sodann durch die Entfremdung der einzelnen Zweige der Geisteswissenschaften von ihrer Zentralwissenschaft, der Philosophie. Diese beiden Vorgänge haben es offenbar verschuldet, daß die Philologie, die antike wie die moderne, die sich noch um die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts zu einer Herrscherin unter den Geisteswissenschaften zu entwickeln versprach, jetzt teils zu einer dienenden Stellung verurteilt, teils durch innere Zerspaltung in ihrer Einheit geschwächt ist. Diese Differenzierung vollzog sich aber durchaus im Sinne der exakten Wissenschaften: aus der antiken Philologie erwuchs die Archäologie, aus der modernen die Sprach- und Literaturwissenschaft, und alle diese arbeiten durchaus mit der exakten Forschungsmethode; sie sind Realwissenschaften geworden. Mit dieser Entwicklung nach der einen Seite hin hat die nach der andern, der des Geisteslebens, nicht Schritt gehalten, teils wegen der angedeuteten Spolierung der Philosophie, teils weil die Philologie die Schulwissenschaft *κατ' ἐξοχήν* geworden ist — der Schulmeister ist aber der schlimmste Feind der Wissenschaft —, damit zu sehr an der Außenseite der Dinge haften bleiben mußte und sich der Erforschung der wesentlichsten Probleme nicht in der erwünschten Weise widmen kann. So kam es, daß sowohl der psychologische Teil der Sprach- und Literaturforschung als auch dessen vergleichende Behandlung über Gebühr vernachlässigt wurden, sodaß mit der Verstofflichung die Entgeistigung der Philologie Hand in Hand ging.

Wie kann nun das zu einer harmonischen Entwicklung notwendige Gleichgewicht zwischen der geistigen und der stofflichen Seite wiederhergestellt werden? Es wird nur dadurch geschehn können, daß die geistige, die esoterische Seite in der Sprache wie in der Literatur energischer von der Philologie gepflegt, an die ältern bewährten Traditionen der Sprach- und der Literaturphilosophie wieder angeknüpft und damit die Philologie wieder mehr in philosophisches Fahrwasser gelenkt wird. Die Sprachwissenschaft muß sich wieder mit der Philosophie, die Literaturwissenschaft mit der Ästhetik versöhnen und verbünden. Nur so kann die Philologie wieder mehr an innerer Einheit gewinnen und zugleich zu einer in ihrem Wesen liegenden Wissenschaft von der geistigen Kultur der Menschheit erhoben werden. Erst wenn auf seiten der Sprachforscher nicht mehr einseitig vergleichende Laut- und Formenforschung, sondern auch vergleichende syntaktische, semasiologische und stilistische Forschung gepflegt werden wird, wenn auf seiten der Literaturforscher nicht mehr die stoffliche und biographische Kleinforschung als Hauptaufgabe, sondern nur als Mittel zum Zweck der Erforschung des geistigen Lebens der Individuen und

der Völker betrachtet wird, erst wenn zu dem Forschen auch wieder das selbständige, von keiner Schulmeinung beengte Denken als die eigentlich treibende Kraft hinzutreten wird, erst dann wird sich die Philologie zu einer Kulturwissenschaft erweitern, den Naturwissenschaften ebenbürtig gegenüberreten, und erst dann wird die Klage Lagardes gegenstandslos werden, der einmal erklärt, „das Übergewicht der Naturwissenschaften rührt mit daher, daß die Wissenschaft des Geistes wenig mehr aufweist als die advokatorisch aufgeputzte Subjektivität der verschiedenen Parteien. Was lernen wir Nichtnaturforscher auf der Universität als Theorien, Phrasen und Worte, was im sogenannten Leben als Formalien? Unfre Urteile über Poesie, Musik und Philosophie sind die der Kompendien und Rezensionfabriken.“

Mag diese Äußerung auch zu hart erscheinen, so hat sie doch einen durchaus berechtigten Kern: den Kampf gegen den in den Geisteswissenschaften herrschenden Dogmatismus und Formalismus. Das Jurare in verba magistri spielt ja leider nicht nur in unsern Schulen, sondern auch in unserm akademischen Kollegiums- und Prüfungswesen noch immer eine bedenkliche Rolle gegenüber der Anleitung zu voraussetzungslosem Forschen und Finden in den Naturwissenschaften. Und darauf spielt offenbar Lagarde an. Das kann nur anders werden, wenn der freie Forschergeist in den Geisteswissenschaften wieder mehr zur Geltung kommt und sie ihres Namens würdig macht, wenn das eigne Schaffen in der geisteswissenschaftlichen Arbeit wieder als das Hauptziel der Forschung bezeichnet wird, und das schöne Wort Schellings mehr zu Ehren gelangt: „Alle Regeln, die man dem Studierenden vorschreiben könnte, fassen sich in der einen zusammen: »Lerne nur, um selbst zu schaffen.« Nur durch dieses göttliche Vermögen der Produktion ist man wahrer Mensch, ohne dasselbe nur eine leidlich klug eingerichtete Maschine.“ Gerade die Geisteswissenschaften haben im Zeitalter der Maschine einen schweren Stand, und die Gefahr der Mechanisierung liegt jetzt noch näher als früher. Darum muß vor allem die Philosophie wieder mehr zu einer Herdgöttin des Geisteslebens, zu einer Hüterin der Form und des Geschmacks werden; denn gerade an Geschmack und Formgefühl fehlt es dem deutschen Gelehrten immer noch zu sehr; seine Arbeit soll aber nicht wirken wie „ein Rehrichtfaß und eine Kumpelkammer“, sondern wie ein Weihrauchfaß und eine Tempelhalle. Gewiß ist Philologenarbeit nicht immer reinliche Arbeit; aber der Philologe ist nicht nur Forscher, sondern auch Former und Darsteller, und als solcher soll er nicht dem Handwerker, sondern dem Künstler gleichen und dem Denker. Er soll sich nicht scheuen, vor ein großes Publikum zu treten, seine Gedanken in allgemein faßliche und plastische Formen zu gießen und Begeisterung für seinen Gegenstand zu wecken, weit- und tiefgehende Probleme anzudeuten, auch wenn er sich nicht getraut, sie zu lösen (die Befruchtung bleibt doch nicht aus), und vor allem dem Geiste zu geben, was des Geistes, und dem Stoffe, was des Stoffes ist. Das Beste aber gebührt dem Geiste.

